Nun, ihr jungen Tänzerinnen, überlaß ich euch die Nutzanwendung. Ist ein so nettes wohlerzogenes Schäfchen unter euch, das die Mutter bisher gut behütet hat, das frage sich einmal, ob nicht auf der Tanzmusik, die es besucht, und besuchen will, sich so grobe Gesellen finden, wie der rußige Dreifuß, da wäre doch zu bedenken:

Zusammen ist das Glas mit einem Stein getroffen,
Es brach, und wundert sich, was konnt' es anders hoffen?

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Erzählung von A. Kolping.

I. Der Großvater.

Hättest du, lieber Leser, den alten Balder, den Großvater Otto, wie wir ihn nannten, gekannt, so bald würdest du ihn sicher nicht vergessen. Vorab diese ehrwürdige Gestalt und das äußere gewinnende Wesen. Zu jener Zeit, aus der ich dir ihn vorzuführen beabsichtige, wehten schneeweiße Locken um den etwas gebeugten, einst so kräftigen Nacken; den kahlen, prächtig gewölbten Scheitel deckte in der Regel eine graue wollene Zipfelmütze, deren Flocke ihm über das linke Ohr herabhing; die hohe, freie Stirn war mit feinen Runzeln gefräuselt, entbehrte aber gar nicht jener Frische, welche die Ehrfurcht, die das Greisenalter von Natur aus einzuflößen pflegt, noch erhöht. Großvater Otto ist, wie ich dir ihn zeige, bereits hoch in den Achtzigern, schaut aber noch so hell und klar in die Welt hinein, wie die helle, strahlende Herbstsonne in das farbenreiche Herbstland, und auf Stirn und Wangen des Altvaters leuchtet sozusagen jene Abendröte wieder, die einen schönen Herbsttag fast vor allen schönen Tagen des Jahres auszeichnet. Es ist, als ob in der gesunden, vollen Reife des Lebens, kurz bevor die überreife Frucht abfällt, dem ewigen Gärtner in den Schoß, auf der Frucht sich der Widerschein jener Blüte malte, die einst die frische, frohe Jugend mit dem ganzen Liebreiz des Lebens schmückte. Und was in der Jugend nur hoffnungsreich gebläht, im Mannesalter durch Sonnenhitze, Sturm und Wetter als kräftige Frucht sich gebildet, aber dazumal noch herbe Säure einschloß, bis der Weisheit der Tage diese Säure immer mehr auflöste und in der Reife — zuletzt, wenn der ganze Blätterschmuck des Lebens bereits zur Erde fällt, — jene milde Süßigkeit erzeugt, die den Menschen so gesund erlabt: — das war es gerade in Großvater Otto, was die natürliche Ehrwürdigkeit seiner Erscheinung in einer so anziehenden Weise erhöhte und seinen Umgang so liebenswürdig machte, daß ich mich heute noch, nach langen Jahren, seiner wie einer der segensreichsten und wohltuendsten Erscheinungen des Lebens erinnere.

Großvater Otto wohnte in einem kleinen Häuschen, das, zwischen Obstbäumen versteckt, überragt und fast umschattet von einem uralten Lindenbaume, mit noch einigen anderen ebenfalls sehr bescheidenen Wohnungen, am äußersten westlichen Ende des Marktfleckens Bergfall eine eigene Nachbarschaft bildete. Man zählte damals noch in Bergfall weniger nach Gassen und Straßen, als nach Nachbarschaften, die zu gemeinsamen Dienstleistungen bei Leben und Sterben untereinander verbunden waren und dadurch einen eigentümlichen Familiencharakter an sich trugen.

Die Nachbarschaft, worin Großvater Otto wohnte, hieß der Lindengrund, und wenn dort die Armut eigentlich nur das Gemeingut aller war, dann hielten die einzelnen Glieder dieser Nachbarschaft nur desto inniger zusammen.

Das Hausgerät, Gartengerät, Feldgerät, die allernotwendigsten Hausmobilien der einzelnen Familien ausgenommen, wurde fast wie ein Gemeingut betrachtet, und selten befanden sich alle diese Geräte in den Händen der rechten Eigentümer. Das setzte allerdings hin und wieder Nachfragen und Wechselreden ab; denn auch im Lindengrunde wohnten wirkliche Menschenkinder; aber eigentlicher Streit entstand doch niemals, — damals nämlich nicht, als Großvater Otto noch der Patriarch des Lindengrundes war. So hieß er nämlich im ganzen Marktflecken. Er wohnte ja auch schon seit langen Jahren im Lindengrunde, hatte fast alle Bewohner, nicht bloß dieser Nachbarschaft, sondern des ganzen Marktfleckens aufwachsen sehen, weshalb ihn auch alle kannten, und wohl selten ging einer von den Erwachsenen durch den etwas abgelegenen Lindengrund, ohne den milden Greis zu grüßen im Garten unter dem großen Apfelbaume oder im Stübchen hinter dem warmen Ofen. Nirgends aber genoß er größere Verehrung, als im Lindengrunde selber, — hatte er doch alle guten und bösen Zeiten mit diesen Geschlechte durchgemacht, immer Mut behalten und klaren, hellen Kopf, wenn auch alle ihn zu verlieren schienen. Sein bloßes Erscheinen machte Frieden, wenn einmal die Weiber über die Kinder oder verliehenes Geräte in etwas lauten Wortwechsel gerieten. Wurden die Stimmen draußen etwas zu laut — im Lindengrunde war durchaus öffentliches und mündliches Verfahren —, dann brauchte Großvater Otto nur das greise Haupt zum kleinen Fenster hinauszustrecken und umzuschauen, flugs zogen die schnatternden Weiber die Segel ein und entwichen in ihre Häuser. Hatten die Männer etwas unter sich, was selten geschah, dann war der Großvater Otto Schiedsrichter, und zwar ohne Appell, und alles lief ohne Prozeßkosten und im Frieden ab.

Großvater Otto — ich habe ihn sehr wohl gekannt — war bis in sein spätes Alter hinein, ja, bis in seinen Tod immer heiter und mild und so recht innerlich froh und zufrieden, daß ich mich gar nicht erinnere, ihn irgend einmal mürrisch oder auch nur mißmutig gesehen zu haben. Und doch sah es in seiner Wohnung gar nicht glänzend aus, und wenn auch von bitterer Not nicht eigentlich die Rede sein konnte, dann kamen jahraus und jahrein doch keine Leckerbissen auf den kleinen Eichentisch im Stübchen. In seinem Häuschen wohnte nämlich sein schon längst verheirateter Sohn Johannes mit seiner braven Hausfrau und einer ziemlichen Schar Kinder, die mit dem alten Großvater zu ernähren für den Johannes Balder schon ein rüstig Stück Arbeit war. Zum Häuschen gehörten nämlich noch einige Morgen Land, ein paar schmale Wiesenstreifen und ein unbedeutender Anteil am Gemeindewalde, bei weitem nicht genug, um die zahlreiche Familie von dem Ertrage zu ernähren, weshalb der rüstige Johannes sich allenthalben um Arbeit umsah und beizuverdienen suchte, wo es nur mit Ehren anging. Man kann, wenn man mit solchen an sich kümmerlichen Verhältnissen bekannt ist, wohl denken, daß es auch in Balders Hause bald hier und bald dort fehlte und die Sorge eigentlich nie ganz daraus entwich. Aber das störte den tiefen, inneren Frieden des Hauses nicht im mindesten, denn der Großvater Otto hatte immer Trost, Ermutigung oder doch Ergebung bei der Hand. „Kinder, alles, wie Gott will!" pflegte er zu sagen, „denn was Gott schickt und tut, ist ja alles gut." Das war aber keine Redensart bei ihm, obschon er den Spruch täglich im Munde führte und wie eine Universalmedizin jedem anbot, mochte er in Freud' oder Leid zu ihm kommen. Dieser Spruch war gewissermaßen die Summe aller seiner Lebenserfahrungen, die wahre Weisheit, welche er sichhaltig gefunden unter allen Umständen, und die deshalb auch sein ganzes Wesen durchdrungen hatte. Es ist nun klar, wie er bei dieser tiefgläubigen Ueberzeugung jene abgeklärte, die Herzen gewinnende Ruhe und Milde gewonnen hatte, die ihn so eigentümlich auszeichnete. Aber er sagte auch nicht bloß immer kurz und trocken: „Alles, was Gott tut, ist gut!" — sondern er suchte bisweilen durch kurze Erläuterungen, an die er kleine Erzählungen aus dem Leben knüpfte, die ausgesprochene Wahrheit deutlicher oder gar anschaulich zu machen.

Daher kam es auch, daß man in Balders Hause nie jenes unütze Jammern und Klagen hörte, welches immer ein schon vorhandenes Leid nur bitterer macht und ein drohendes, wenn es doch kommen soll, nicht abzuwenden imstande ist. Dort lebte lebendiges Gottvertrauen neben rüstiger Arbeit und jener zufriedenen Genügsamkeit, welche wahre Frömmigkeit stets auszeichnet. Aber vom Großvater Otto muß ich noch mehr berichten, damit der Leser genauer mit ihm bekannt wird.

Trotz seiner sonst dem Alter so selten verliehenen Gesundheit saß der gute Großvater von der ersten kühlen Herbstzeit an den ganzen Winter hindurch bis tief ins Frühjahr hinein im engen Stübchen hinter dem kleinen eisernen Ofen im hölzernen Lehnstuhle. Wie gesund er sonst noch an Geist und Körper war, seine Beine hatten ihm schon früh, wie er sich scherzweise ausdrückte, den Dienst verlagt und ihn zum Invaliden gemacht. Auch stellte sich später noch das Zittern ein, so daß der gute Großvater für jede Arbeit untauglich geworden. Gleichgültig war er zwar nicht gewesen. — aber sein Lieblingsspruch: „Was Gott tut, ist wohlgetan!" half ihm auch darüber vollständig und glücklich hinweg.

So saß er den ganzen Tag in der rauheren Jahreszeit hinter dem Ofen im Stübchen und betete entweder den Rosenkranz oder in seinem alten Gebetbuche, wozu er gar keiner Brille bedurfte, oder gab auf die Kinder acht, oder teilte an die einsprechenden Leute gute Lehren aus, erheiterte auch wohl durch seinen unerschöpflichen Humor, der ihn bis zu seinem letzten Lebenstage nicht verließ. Zwischen seinen vielen und langen Gebeten rauchte er aus seinem kohlschwarzen irdenen Pfeifchen, was ein eigentliches Behagen über ihn breitete, und nickte zwischen Beten und Rauchen auch wohl einmal ein, bis die unruhigen Enkel ihn wieder durch ihre Spiele und Späße aus seinen Träumen weckten. Dann lachte er wieder mit den Kindern und begann sein unterbrochenes Tagewerk gerade da wieder, wo er es, vom Schlummer befallen, aufgegeben hatte.

Aber auch noch ein anderes Amt hatte er in der Familie, und dessen andachten ab, besonders die gemeinsame Abendandacht, und fast rührend war es anzusehen, wie die Enkel um den Großvaterstuhl herum saßen, die wartete er mit heiliger Sorge. Großvater Otto hielt die täglichen Hausandachten in geringer Entfernung, der jüngste Enkel aber immer „im Kämmerlein" d. h. zwischen den Knieen des Großvaters, seine Händchen gefaltet in den welken Händen des Greises — ein frischer Keim in der überreifen Schale —, und mit priesterlicher Andacht der Großvater die Enkel in die Praxis des häuslichen Gebetes und in des Hauses rechten Gottesdienst einführte. Dann lehrte er sie auch dort schöne, alte Gebetssprüche — ehrwürdig, fromm und tief —, als Zugabe zum Morgen- und Abendgebete, so daß die Enkel jetzt noch, wo ihr eigenes Haar sich bleicht, sie oft im Traume hinlispeln, wenn's beim Schlafengehen sollte vergessen worden sein. — Wenn im Frühlinge dann wieder die Sonne warm schien, wanderte der zitternde Greis, von der treuen Schwiegertochter geleitet, oder auch hernach von einem der stämmigen Enkel, in der anderen Hand den Krückstock, hinaus in den Garten unter den alten, weitästigen Apfelbaum, wo die Bank angebracht war, auf des Großvaters Lieblingsplätzchen. Sein Rosenkranz und sein Pfeifchen mußten ihn begleiten, und wenn die gute Schwiegertochter beim Ofen im Stübchen ihm stets die Kohle aufs Pfeifchen legte und festhielt, bis das Pfeifchen dampfte, dann hatte sie, ging's zum Apfelbaum in den Garten das Feuerzeug immer bei sich in der Tasche. Saß der Großvater auf der Bank, dann holte die gute Marie, der Enkel vortreffliche Mutter, den Feuerstein, den Stahl mit dem Zunderschwamm hervor und schlug Feuer, während der Großvater stopfte, hielt ihm den brennenden Schwamm auf das Pfeifchen, und ging dann erst wieder an ihr reichlich besetztes Tagewerk. Aber das war auch eine Schwiegertochter, wie in Bergfall wenigstens dazumal keine zweite gefunden wurde. „Du bist wie ein Engel Gottes!" sagte der Großvater einmal zu ihr, als sie vor ihm niederkniete und die Suppenschüssel in ihren Händen hielt, damit der zitternde Greis mit aller Bequemlichkeit sein Leibgericht genieße; und wie ein Kind nach dem Lichtschimmer hinsieht, der vor seinen Augen kommt und verschwindet, so hing das Auge des Greises an seiner Schwiegertochter, wie sie aus und ein ging, das Hauswesen zu beschicken, der Kinder zu warten und den Großvater zu pflegen mit einer Geduld, Zartheit und Güte, die allerdings nicht bloß der Erde entsproß. „Marie, Marie!" sagte der Großvater Otto dann oft, „deinen Kindern wird es Gott vergelten!" — nichts mehr, aber dann standen ihm die Tränen in den Augen vor lauter Dankbarkeit, und sein Antlitz erglühte vor stiller Seelenfreude über seines Sohnes brave Hausfrau, deren Liebe und Geduld keine Grenzen kannte. Wenn einmal der Großvater Otto Kummer hatte, dann war's nur Kummer, den er seiner Schwiegertochter aus den Augen gelesen: sah er sie wieder froh, so lachte sein Herz und in dem lebensreifen Greise blühte dann wieder der heiterste Humor auf, mit dem er die ganze Familie ergötzte.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Juntersdorf bei Cöln.

Nr. 33. Sonntag, 13. August. 1922

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 13. August: Joh. Bapt.
Montag, den 14. August: Eusebius.
Dienstag, den 15. August: Maria Himf.
Mittwoch, den 16. August: Hyacinth.
Donnerstag, den 17. August: Sibylla.
Freitag, den 18. August: Helena.
Samstag, den 19. August: Sebald

Sonntagslesung.

Pharisäer und Zöllner im Tempel. Was dem Pharisäer fehlt, ist wahre Selbsterkenntnis. Nicht nur überschätzt er das wenige Gute, was er tut, sondern, was noch mehr zu tadeln ist, er hängt allein am Aeußern, am Fasten, Almosengeben und übersieht, daß das Wertvolle an den guten Werken in der inneren Gesinnung liegt. Ohne dieses Aroma gefallen Gott unsere Werke nicht. Keine äußere Werkheiligkeit kann darüber hinwegtäuschen, daß der sittliche Wert des Menschen nach seinem guten Willen und nach der Aufrichtigkeit seines Herzens beurteilt werden muß. Was der Zöllner besitzt, ist die lebendige Einsicht in die eigene Armut, ist die Erkenntnis, daß wir alle vor Gott arme Sünder sind und seine milde Nachsicht brauchen. Er zeigt uns, daß die Grundlage alles echten Gebetes Demut und Vertrauen ist. Wo Demut und Vertrauen die Arme des Beters hochhalten, da darf er der Erhörung gewiß sein. Der Ausgang der Erzählung, der so ganz anders ausfiel, als der hochmütige Pharisäer es sich gedacht, wird zu einer erschütternden Mahnung zur Selbstbesinnung und Sinnesänderung.

Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXXI.

Von der Bildung des Herzens.

Das sanguinische Temperament.

Wir sagten bei Erklärung des Wortes „Temperament", es äußere sich im besonderen durch die eigentümliche Wechselbeziehung zwischen der Einwirkung verschiedener äußerer Eindrücke und Reize auf das Innere und dessen Rückwirkung gegen dieselben nach außen.

Während nun beim cholerischen Temperamente die Eindrücke und die Rückwirkung stark, beim phlegmatischen beide schwach sind, ist beim Sanguiniker die Einwirkung stark, die Rückwirkung schnell und blitzartig, aber nicht nachhaltig. Beim Sanguiniker werden die Gefühle plötzlich und hastig erregt, flauen aber auch schnell wieder ab. Der Sanguiniker ist leicht empfindlich und gekränkt, aber auch bald wieder freundlich und gut. Er hält nicht nach.

Aeußerlich gibt sich dieses Temperament vielfach zu erkennen durch einen zarten, schlanken Körper, eine gefällige ebenmäßige Gestalt, weiße, mit einem glühenden Rot vermischte Gesichtsfarbe, bewegliches, munteres, lebhaftes, wanderfreiges Auge, blühende Wangen; oft aber ist der Hals lang und die Brust schmal, eine hektische Anlage verratend. Die Stimme ist lebhaft, die Sprache ist hastig, manchmal überschnell, die Bewegungen sind rasch und unstät, der Gang leicht und zierlich, das äußere Wesen geschickt und flink. Die Sinnestätigkeit ist zwar regsam, aber die Vorstellungen sind flüchtig, das Gedächtnis umfassend, die Auffassungsfähigkeit der Sinne groß, die Phantasie geschäftig und reich, die Aufmerksamkeit unstät und zerstreut, der Geist gibt sich gerne immer neuen wechselnden Eindrücken hin.

Der Sanguiniker ist darum neugierig, will zwar alles wissen, aber das Wissen mühelos gewinnen, zu untersuchen und zu prüfen, dazu nimmt er sich keine Zeit.

Daher finden sich beim Sanguiniker vielfach verkehrte Begriffe, unüberlegte und übereilte Urteile und Schlüsse, zwar Witz und Scharfsinn, aber wenig Tiefsinn, ernstere und höhere geistige Anstrengung liegt ihm nicht.

Das Gefühlsleben kündigt sich an durch einen vorwaltenden Trieb nach Sinnengenuß. Er besitzt eine leichte Empfänglichkeit für das Schöne, zeigt im Aeußeren Chik und Geschmack. Aber Putz und Zier sind ihm lieber, als das einfach Solide.

Das Gemüt des Sanguinikers ist leicht zu rühren, die Tränen hängen ihm leicht in den Wimpern, aber ebenso schnell liegt auch der Sonnenschein wieder auf dem lachenden Gesicht. Auch die mit aller Lebhaftigkeit aufgenommenen Eindrücke haben keine längere Dauer.

Der Sanguiniker liebt die Beweglichkeit, die Abwechselung. Wie der Schmetterling fliegt er von Blume zu Blume, flattert wie der Vogel von Ast zu Ast, ist oft eitel, unbeständig, hat keine rechte Freude an anstrengender Arbeit, um so mehr aber am Vergnügen.

In der Geselligkeit geht er auf, da ist er liebenswürdig, jovial, freundlich, der erfolgreiche Vermittler, wenn zwei sich in die Haare geraten. Der Sanguiniker ist der richtige Phantasie- und Gefühlsmensch. Er ist der angenehme Gesellschafter und Lebemensch in der Welt.

Nicht gezügelt und in Schranken gehalten kann dieses Temperament den Menschen leicht zum Laffen machen. Der sogenannte Gigerl, der Modegeck stammt in der Regel aus dem Kreise dieser Temperamentsanlage. Auch die Fastnachtshelden, die Witzbolde haben gewöhnlich dieses leichte Blut in den Adern. Zumeist sind es liebe Menschen, die man trotz ihrer Fehler gern haben muß. Sie finden sich überall zurecht, reden, weil gewöhnlich ohne feste Grundsätze, gern jedem nach dem Munde, entschuldigen leicht alles und gehören zu denen, die meinen, mit den Schafen müsse man blöcken, aber auch mit den Wölfen heulen.

Weil sie alles auf die leichte Schulter nehmen, gehen sie durchs Leben mit dem Motto: Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, eh' sie verblüht, und dem anderen: Wer wollte sich mit Grillen plagen? Auch nicht in den alten Tagen. Genieße den Reiz des Lebens, man lebt ja nur einmal, so denkt der Sanguiniker.

Der Mensch eine Stadt.

Der berühmte Dominikaner Johannes Tauler war einer der volkstümlichsten Kanzelredner seiner Zeit. In originellen und treffenden Vergleichen konnte er seinen Zuhörern die Tugenden und Fehler so anschaulich vor Augen führen, daß sie auch außer der Kirche immer wieder an die Mahnung des Predigers erinnert wurden. So trug er einst seinen Zuhörern folgendes vor:

„In jeder Stadt findet ihr drei Häuser, das Wirtshaus, das Rathaus, das Gotteshaus. Das Wirtshaus ist für den Leib; da ißt und trinkt man, das Rathaus für die Vernunft, da sitzen die weisen Stadtväter und beraten über Wohl und Wehe der Bürger; das Gotteshaus ist die Stätte des Gebetes, des andächtigen Verkehrs mit Gott und der Austeilung seiner Gnaden. Einer solchen Stadt mit den drei Häusern ist der Mensch ähnlich. Das Wirtshaus ist des Menschen Sinnlichkeit, das Rathaus seine natürliche Klugheit und Vernunft, das Gotteshaus seine Religiösität."

Wenn Tauler heute wiederkäme, was würde er gewahren? Die Wirtshäuser Tag und Nacht überfüllt, auf dem Rathaus hat jede Partei ihren eigenen

Kopf, ihre eigene Vernunft, ihre besondere Weltanschauung und in den schönen Gotteshäusern sind oft die Bänke leer.

Das irdische Interesse überwiegt, das höhere tritt in dem Streben der meisten Menschen zurück, darum so viel Unweisheit, Torheit, Lieblosigkeit und Streit. Denn das allein ist ein weiser Mensch, der seine Sinnlichkeit mit ihren Neigungen durch die Vernunft zu leiten und zu beherrschen sucht, die Vernunft aber durch die Religion erleuchten und auf dem rechten Wege zu halten sich bemüht.

Der letzte Segen in der hl. Messe.

Man kann, besonders in der Stadt, sehr oft die Bemerkung machen, daß manche Christen, welche der hl. Messe beiwohnen, schon gleich nach der Kommunion des Priesters die Kirche verlassen, man möchte sagen, das Weite suchen, als wollten sie damit zum Ausdrucke bringen, daß sie jetzt sicher lange genug ausgeharrt hätten; ja mancher scheint schon das Zeichen, welches der Meßdiener vor der hl. Kommunion gibt, um die Anwesenden auf den dritten Hauptteil der hl. Messe aufmerksam zu machen, als eine Urlaubserteilung für sein teilnahmsloses Herz, dessen Gedanken ohnehin schon längst draußen waren, zu betrachten: er wartet noch einen Augenblick, sei es, um nicht gar zu hastig zu erscheinen, sei es, weil er doch weiß, daß mit dem Zeichen des Glöckchens noch nicht alles zu Ende ist, und dann nimmt er Abschied und überläßt es dem Priester mit den frommen Seelen, die „viele Zeit" haben, den Gottesdienst zu Ende zu führen.

Die Christen, welche es so eilig haben, und zwar in der Regel unnötigerweise, aus dem Gotteshause zu kommen, vergessen ganz, nicht nur, daß es ihre Pflicht ist, der hl. Messe bis zum Ende beizuwohnen, sondern auch, daß es sich in den Gebeten, welche der Priester später noch verrichtet, nicht zum wenigstens um sie und ihre Anliegen handelt. Sie vergessen auch ganz besonders den Segen, den ihnen zuletzt der Priester im Namen Gottes und der hl. Kirche mitgeben soll. Es würde ihren Pflichten und Geschäften sicher keinen Eintrag tun, wenn sie noch einige Augenblicke in der Kirche verweilen und sich dadurch des Schlußsegens der heiligen Messe teilhaftig machen wollten.

Der letzte Segen des Priesters gehört zu den feierlichen Segnungen, welche die Kirche durch ihre Diener vornimmt. Er bildet nach dem erhabenen und heiligen Dienste, den der Priester soeben vollzogen hat, eine Schlußfeierlichkeit, die nicht ohne Eindruck bleiben kann, wenn man mit seinem Herzen bei der hl. Handlung ist.

Während der Priester noch einmal die hl. Dreifaltigkeit bittet, sein Opfer mit Wohlgefallen anzunehmen und es allen zur Versöhnung dienen zu lassen, für welche er es dargebracht hat, hat die Gemeinde sich schon niedergeworfen auf die Kniee, sie verharrt in dieser Stellung, um den Opfersegen in Empfang zu nehmen. Der Priester küßt den Altar, weil niemand den Segen empfängt, der nicht nach der Liebe Christi dürstet. Zum Himmel hebt er Augen und Hände, um den Segen gleichsam vom Himmel herabzuziehen und ihn dann mit vollen Händen unter die Seinigen auszuteilen. Mit erhobener Stimme erteilt der Priester den Segen. In das Kreuzzeichen, das er bildet über die versammelten Scharen, sind eingeflochten die Namen der drei göttlichen Personen. Die Segensworte tönen an das Ohr, die Segenskraft dringt in die Herzen, drückt in ihnen ab das Kreuz, auf daß sie aufflammen in heiliger Liebesglut zum Kreuze und zum Gekreuzigten. Christus segnet alle durch die Hand des Priesters. Wie andächtig knieen die Scharen da! Wie vertrauensvoll nehmen sie den Segen entgegen, den der Priester wie Christus auf dem Oelberge, mit aufgehobenen Händen spendet:

„Es segne euch der allmächtige Gott, der Vater und der † und der heilige Geist!"

„Amen!" „Es geschehe!" antworten die Diener; alle Hände aber folgen der Priesterhand und machen gleichzeitig das Kreuzzeichen. Aus einem Kreuze werden tausend Kreuze. Jeder erhält das Kreuz, das teure, vielgeliebte Andenken, die heilige Waffe des katholischen Christen im Leben und Sterben. „In diesem Zeichen wirst du siegen!" Ja, wenn auch die Feinde von allen Seiten auf dich losstürmten: mit dem Kreuze auf der Brust und mit dem Kreuze im Herzen geht man hinaus in das Leben als edler Kämpfer Christi! Der endliche Sieg kann nicht zweifelhaft sein!

Noch einmal wird Christus wiederkommen, um die Seinigen zu segnen mit dem Kreuze, und sie dann einzuführen im Triumphe in sein ewiges Reich. Der Segen des Priesters am Altare ist das Nachbild des Segens, den Christus vor seiner Himmelfahrt über seine Apostel sprach. Der Altar ist der Oelberg. Christus geht wieder in den Himmel zurück. Sehnsüchtig blicken ihm seine Jünger nach. Eine tiefe, unendliche Sehnsucht nach dem Himmel, von neuem angeregt und genährt, tragen die Gläubigen mit sich vom Altare hinweg. Sie glauben, sie lieben, sie hoffen!

Der Segen des Priesters am Altare ist aber auch das Vorbild des letzten großen Segens Christi am Ende der Tage, wenn er wiederkommt. Die Welt ist untergegangen, die Sonne verdunkelt, ein Stern nach dem andern vom Himmel gefallen. Die Gräber haben die Toten wiedergegeben. Sie stehen nicht zu Tausenden, nein, zu Millionen da, um das Endurteil zu vernehmen, das auf die Ewigkeit der Ewigkeiten lautet. Wie sind die Bösen zusammengebrochen! Wie sind die Guten so festlich gestimmt! Es geht ja zum Hochzeitsmahle des Lammes. „Erhebet eure Häupter, denn eure Erlösung naht!" Mit dem Kreuze kommt Jesus Christus! Die unermeßlichen Scharen fallen vor ihm nieder. Lassen wir die Bösen! Christus segnet, Christus ruft die Seinen. Mit dem Kreuze bahnt er ihnen die Wege. Die Siegesfahne flattert voran. Nachdem sie alle eingeströmt sind, schließen sich die Tore des himmlischen Jerusalem. Christus ist mit seinen Erlösten im Himmel! Von ihm ist der Segen einer glücklichen Ewigkeit ausgegangen, zu ihm strömt der ewige Jubel zurück.

Es ist ein kleines Opfer, welches Gott und seine Kirche von uns verlangen, indem wir zur andächtigen Teilnahme am hl. Meßopfer verpflichtet werden; vielmehr: können wir eigentlich von einem Opfer reden, da der Ruf zum Altare doch immer nur an uns ergeht, um uns des göttlichen Segens teilhaftig zu machen, dessen Quelle er ist.

Umsomehr sollten wir darauf bedacht sein, es von unserer Seite an nichts fehlen zu lassen, und es sollte für einen Christen undankbar sein, an dem geringen Tribut, den er am Sonntage von seiner Lebenszeit dem höchsten Herrn bringt, noch etwas abzukürzen und so zugleich den Segensstrom aufzuhalten und zu vermindern, der von der Opferstätte des Altares ausgeht.

Ein Brief an den hl. Petrus.

Zur Zeit, als ich noch in Würzburg auf der Universität studierte, lebte dort in einem kleinen Hause neben anderen Familien auch die des Fabrikarbeiters Julius Klinger. Der Mann wurde nun eines Tages von einer typhösen Lungenentzündung erfaßt. Der Doktor kam zweimal am Tage, die Mutter ging weinend durchs Haus und am Abend schritt der Geistliche auf das Haus zu, den Kranken mit allem zu versehen.

Der kleine Peter sah das alles mit seinen großen klugen Augen und wenn er auch noch zu klein war, um die ganze Tragweite des Unglücks zu erfassen, das über ihn und seine kleinen Geschwister hereinzubrechen drohte, soviel sah er wohl, daß alle Freude gewichen und aus den weinenden Augen der Nachbarinnen und deren Reden von Hilfe, von Beten und Besserung erkannte er nur zu gut, daß es schlimme und böse Tage seien.

Gestern nun hatte in der Schule der Lehrer die schöne Geschichte erzählt, wie Petrus den Lahmen an der Tempelpforte geheilt und dann weiter den Kindern gesagt, wie mächtig auch jetzt noch der hl. Petrus durch seine Fürbitte sei und welche Stelle er an der Himmelspforte habe.

Da wollte es denn heute Abend dem kleinen Peter nicht aus dem Sinn, der hl. Petrus, sein Namenspatron, der so mächtig ist, müsse und werde auch ihm, der Mutter und seinen Geschwistern helfen und den Vater wieder gesund machen.

Aber wie sollte er an den hl. Petrus herankommen? Der Himmel war so weit. Nun, er hatte doch auch schon an seinen Onkel, seinen Paten, der weit von W. in einer anderen Stadt wohnte, zum Namenstage geschrieben, warum sollte er das nicht auch bei seinem himmlischen Namenspatron so machen?

Gedacht, getan! Noch am nämlichen Abend saß der Kleine am Tisch und schrieb einen Brief an den hl. Petrus, worin er dem Heiligen die Not klagte und ihn bat, den Vater doch wieder gesund zu machen.

Die Mutter, der er während des Schreibens den Plan verriet, ließ ihn in dem Gedanken, der Kinder Gebet dringe durch die Wolken, still gewähren. Peter schob seine Bittschrift in ein Kouvert, schrieb als Adresse darauf: „An den hl. Petrus wohnhaft an der Himmelstür" und trug den Brief noch am nämlichen Abend in den Kasten.

Am anderen Morgen kam der Dr. wieder und fand den Patienten bedeutend besser. Das Fieber war unter 38° zurückgegangen, der Puls nicht mehr so flackerig, der Kopf freier, alles Symptome, daß die Krisis überstanden sei. „Gerettet", sagte er zu der überglücklichen Frau und Mutter, „es geht besser, wie ich gedacht. Nun noch rechte Vorsicht und genaue Befolgung meiner Vorschriften, und bald ist ihr Mann wieder ganz gesund."

Als der Dr. weggegangen, schloß Frau Klingel ihr Peterchen in ihre Arme und sprach: „Kind, Dein Gebet hat geholfen, der Vater wird wieder gut."

Dem Peter war es bei diesen Worten so wohl ums Herz, seine Augen funkelten vor Freude, und er war noch einmal so stolz auf seinen Namenspatron. Um sich bei ihm zu bedanken, schrieb er einen zweiten Brief mit der gleichen Adresse. Dann nahm er sich vor, am andern Morgen in die Klosterkirche zu gehen — dort solle er, so hatte die Mutter gesagt, bei dem großen Bilde des hl. Petrus mit den Himmelsschlüsseln das sie ihm schon manchmal gezeigt, sein Dankgebet verrichten.

Was war aber unterdeß aus Peters Briefen geworden? Die Postbeamten hatten gelacht, als sie dieselben mit der merkwürdigen Adresse fanden und sie dem Postdirektor gebracht. Dieser, ein recht christlich gesinnter und frommer Mann hatte selbst in den letzten Jahren viel Leid gehabt; erst war ihm seine treue Gattin und vor einigen Monaten sein einziger Sohn, ein Knabe auch von zehn Jahren gestorben. Als er den ersten Brief gelesen, worin Peter an seinen himmlischen Patron geschrieben, wie der Vater so krank, die Mutter so weine und er mit 5 kleinen Geschwistern den Vater noch so nötig hätte, traten dem Postdirektor die Tränen des Mitleids in die Augen und er war gleich entschlossen, nach dem Briefschreiber, der seine Wohnung nicht angegeben, Erkundigungen einzuziehen. Das Interesse für den kleinen Peter wurde noch vermehrt, als nun auch der Dankesbrief als unbestellbar an anderen Tage in seine Hände kam. Und schneller noch als er gedacht, sollte er den kleinen Peter finden.

Es war des Postdirektors Gewohnheit, an jedem Morgen die hl. Messe zu besuchen. Als er nun heute nach Beendigung derselben noch eine Weile in einer Ecke ungesehen zur Seite kniet, sieht er, dem das Chor abschließenden Gitter, über dem rechts und links die großen Figuren der Apostelfürsten Petrus und Paulus stehen, einen kleinen Jungen nahen. Der Kleine sieht sich nach allen Seiten um und da er niemanden bemerkt, klettert er flink wie ein Eichkätzchen die Gitterstangen hinauf, drückt schnell einen Kuß auf den Fuß des hl. Petrus und spricht laut für sich: „Ich danke Dir auch, hl. Petrus, daß du meinen Vater gesund gemacht hast."

Wer ein paar Minuten nachher an der betreffenden Kirche vorübergegangen wäre, der hätte aus der Pforte den Postdirektor kommen sehen, mit einem kleinen Knaben an der Hand. Es war unser Peter. Er hatte sich durch sein Benehmen als den kleinen wackeren Briefschreiber verraten. Der Postdirektor war auf ihn zugegangen, und Peter, bange vor seiner Uniform, hatte ihm weinend gebeten, er möge ihn nicht mitnehmen, er habe nichts Böses getan. Und der Postdirektor nahm ihn nicht mit sich, sondern ging mit ihm in Peters Haus und nachdem er all das Leid sich mitleidig angesehen, nahm er, da er vermögend war, sich der ganzen Familie in väterlicher Fürsorge für alle Zukunft an.

Den kleinen Peter aber, der ein kluger Junge war, ließ er studieren und weil er nun einmal einem Briefe sein Glück verdankte, blieb Peter auch der Postkarriere treu. Längst schon ist er Oberpostdirektor. Er hat eine vortreffliche Frau und vier liebe Kinder.

Seine Mutter ist gestorben, aber der Vater lebt noch und bringt die alten Tage, von der Liebe seiner Kinder und Enkel umgeben, im Hause des Postdirektors zu. Und wenn die Enkel in der großen Stube abends auf seinen Knien rutschen, dann schmeicheln sie wohl und bitten: „Großpapa, Großpapa, erzähle uns auch noch einmal die Geschichte von Papas Brief an den hl. Petrus!"

O Gott, gib rechten Kindessinn
Und laß uns Dir vertrauen,
Daß wir in aller Sorg und Not
Auf Deine Hülfe bauen.

Du schütz't uns ja mit mächt'ger Hand
Und schenk'st uns Gnad' und Segen
Je mehr mit rechtem Kindessinn
Wir an Dein Herz uns legen.

Der Segen des Gebets.

1. Das Gebet veredelt den Menschen. Von dem Diamant geht die alte Sage, daß, wenn er lange den Sonnenstrahlen ausgesetzt sei, er dieselben so tief in sich fange, daß er ganz hell und glänzend werde und er selbst in finsterer Nacht hellschimmernd leuchte. Dieser Edelstein ist ein Bild der Seele, die im Gebete mit Gott verkehrt. Die betende Seele wendet sich Gott in Liebe zu, sie läßt die Strahlen seiner Heiligkeit und wunderbaren Herrlichkeit auf sich einwirken. So durchdringt Gott sie immer mehr mit seiner Gnade; er zieht sie immer mehr zu sich empor, erhebt und adelt sie. So wird die betende Seele Gott ähnlich. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist." Darum werden auch die hl. Väter nicht müde, die Schönheit des Betens zu preisen. Der hl. Chrysostomus nennt das Herz eines andächtig Betenden eine kostbare Harfe, die zum Lobe Gottes den herrlichsten Wohlklang ertönen läßt.

Vor Gott steht der arme Arbeiter und Tagelöhner, der seine mit Schwielen bedeckte Hand Tag für Tag zum Gebete faltet, darum auch hundertmal achtungswerter und ehrwürdiger da, als der stolze Reiche und Vornehme, der längst das Gebet über Bord geworfen hat. Und das arme Dienstmädchen, das treu seine Arbeit tut und dabei am Gebete festhält, steht viel höher und ist auch innerlich viel edler und würdevoller, als jene eitle Herrin, die in Seide rauscht und in Brillanten blitzt, aber nichts mehr vom Gebet wissen will.

2. Das Gebet stärkt und kräftigt uns. Da steht im Frühjahr ein Baum im Blätter- und Blütenschmuck. Schon sieht der Gärtner im Geiste die Aeste beladen mit edler Frucht. Doch da kommt ein törichter Mensch daher und meint: Ja, schön sind die weißen Blüten und die grünen Blätter, aber wie paßt dazu des Stammes graue, rauhe Rinde! Und er nimmt ein Messer und schält sie rundum ab. Aber was wird die Folge sein? Noch eine kurze Zeit wird der Baum kümmerlich grünen und blühen, aber die Blüten werden sich nicht zur Frucht entwickeln und im nächsten Frühjahr steht der Baum da, abgestorben und verdorrt. Die Rinde enthielt eben die Kanäle, die Adern, durch die dem Baum Saft und Kraft, Leben und Stärke zuströmte. Ihre Entfernung war des Baumes Tod. So ist es ähnlich mit dem Gebete, das mancher in seinem Uebermute verachtet. Die Gebetsübungen bilden gleichsam die Kanäle, durch die uns übernatürliche Kraft und Gnade vom Himmel zufließen. Heil und Stärke bekommt der gute Betende von oben, so daß er über sein Seelenelend Herr werden und mit dem Apostel sprechen kann: „Ich vermag alles, in dem der mich stärkt." — Für wie manche Jünglinge und Jungfrauen wird der Fall in schwere Sünden durch die Vernachlässigung des Gebetes vorbereitet. Sie vergessen Gott und nun sehen sie sich ihrer eigenen Schwäche und Armseligkeit überlassen.

3. Das Gebet tröstet und ermutigt uns. Wenn im heißen Sommer die Sonne längere Zeit glühend brennt, lassen die Blumen lebensmüde ihre Köpfchen hängen. Kommt dann aber der Abend und senkt frischer Tau sich auf die Erde nieder, dann atmet alles frisch auf und auch die Blumen erheben am andern Morgen froh ihre kleinen Häupter.

Wenn Tage der Trübsal kommen, Kreuz und Ungemach uns treffen, ist es uns dann nicht manchmal, wie der armen Blume am heißen Sommertage? Fühlen wir uns dann auch nicht lebensmüde und niedergebeugt von Sorgen und Kummer? In solch ernsten Stunden sollen wir der Mahnung, die der Herr durch den königlichen Psalmisten an uns richtet, Folge leisten: „Rufe zu mir am Tage der Trübsal, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen." Ahmen wir dann das schöne Beispiel des göttlichen Heilandes nach, der, als die Oelbergsleiden mit erschreckender Wucht auf seine Seele einstürmten, mit innigster Andacht und größtem Vertrauen seine Zuflucht zum Gebete nahm.

Und wenn auch Gott aus weisen und barmherzigen Absichten uns das Kreuz nicht von den Schultern abnimmt — und das tut er manchmal nicht, weil er den Wert der Leiden für uns kennt — so wird doch im Gebete Himmelstau in unsere Seele niederträufeln. Wir werden uns entschließen, unser Kreuz geduldig zu tragen, aus Liebe zu Gott und zum Heile unserer Seele. So wird denn das Kreuz für uns eine Quelle des Segens werden für Zeit und Ewigkeit.

Darum haben wir gewiß allen Grund, das Gebet hochzuschätzen, natürlich das gute und andächtige Gebet, denn es ist unsere Wunde, unsere Kraft und unser Trost.

Auf einer Tanzmusik.

Das Tanzfieber hat jetzt die ganze Welt ergriffen. Früher gab es Ball und Tanzmusik zweimal im Jahr, wenn Kirmes und Frühkirmes war; jetzt ist jeden Sonntag im kleinsten Dörfchen was los. Heut hat der Turnverein „Gut Heil", morgen der Gesangverein „Arion", am dritten Sonntag der Fußballklub „Pedestra" sein Fest, das natürlich, da man die Musik einmal für den Umzug schon im Dorf hat, mit einem Ball geschlossen wird.

Was wunder, daß nun unter der jungen Welt, zumal der Mädchen die Tanzmusik und der Ball und zwar von Montag bis Donnerstag der vergangene, von Donnerstag bis Samstag der kommende, das Tagesgespräch ist. So auch in der Küche des Herrn Kommerzienrats X., wo neben der Köchin noch zwei junge Mädchen bei den Mahlzeiten und dem Kaffeetrinken zusammensitzen.

Nun weiß man ja wohl, nichts steckt mehr an, als Heiterkeit, Lustigkeit und Vergnügen. Da kann man verstehen, daß nun auch die in der genannten Küche stehenden Töpfe, Pfannen, Teller, der Feuerbaken und das Kohlenbecken, die Brotschneidemaschine und das Würstchörnchen, der Messerstreichriemen und der Wasserkessel von diesem Fieber angesteckt wurden.

Als daher eines Tages die Kommerzienrats zu einem Abendessen, die drei Mädchen aber, wie gewöhnlich, zum Tanze gegangen waren, und in der Küche Grabesstille herrschte, da hub auf einmal der große Wasserkessel zu reden an: „Ihr lieben Küchen- und Leidgenossen, sollen wir denn nichts als Arbeit und Unangenehmes und nie eine Freude haben? Gestuppt und gestoßen von allen Seiten, mit Bürsten bearbeitet, auf dem Feuer erhitzt, daß einem nach allen Seiten der Schweiß ausbricht, herumgeworfen, überall in die Ecke gestellt und an der Wand aufgehängt, verwünscht, wenn eine sich an uns die Finger verbrennt oder wenn das Wasser in uns nicht schnell genug kochen will, so ergeht es uns den ganzen Tag, und wenn sie alle gespeist, werden wir zuletzt noch so erniedrigt und auf den Boden gesetzt, um die Reinigung unseres Inneren der alten Katze und dem schmutzigen Hund zu überlassen."

„So ist's!" riefen nun die Küchengeschirre alle, und jeder fing an, sein eigen Leid zu klagen, die Pfanne, die Teller, der Feuerbaken, das Kohlenbecken usw. „Es ist am besten," sagte der Feuerbaken, „wir machen Revolution!"

„Das geht nicht," antwortete ein bedächtiger irdener Frechener Topf, „denn wenn wir uns empören, schlagen sie uns ein Ohr ab, die Teller zerbrechen, die Kessel bekommen Beulen und wenn wir besiegt sind, müssen wir die Kriegskosten bezahlen, werden auf den Müllhaufen geworfen und kommen unters alte Eisen oder mit dem Kehricht weiß Gott wohin. Nein, wir müssen uns in unser Schicksal ergeben und uns nur in diesem elenden Leben so viel Freude machen, als wir können. Ich schlage darum vor, daß wir zuweilen hier in der Küche einen Tanz arrangieren. Es muß doch so schön sein, wie die Mädchen immer erzählen."

Da schüttelten sich alle auf ihren Plätzen und riefen nach ihrer Weise: bravo. Also gesagt, getan! Der Feuerbaken nahm einen Teller in den Arm und strich über die Kanten, wie über die Saiten einer Violine, dem Würstchörnchen zog die Kaffeekanne ein Wurstfell über den offenen Kopf, bohrte darin ein Loch, steckte einen Holzspahn hinein und machte daraus ein Rummelpöttchen, wie die Kinder zu Fastnacht. Der Kochlöffel machte aus dem Kaffeebrenner eine Trommel und der Ofen blies in sein Rohr, wie in eine Trompete. Die Musik war also auf ihrem Platz, und Kessel wie Töpfe und Teller und Kohlenbecken, Schaumlöffel und Besen schickten sich an, den Tanz zu beginnen.

Oben auf einem Brett stand aber noch ein feines Schälchen von chinesischem Porzellan. Das guckte stolz von seinem hohen Sitze in den Tanzsaal hinab, wollte sich aber nicht bequemen, herunterzukommen, da es die groben Plumpfüße der Kessel und Töpfe fürchtete. Die aber schimpften und höhnten über das feine Persönchen, zuletzt aber schmeichelten sie ihm, bis es sich verlocken ließ, von seinem hohen Sitze zierlich herabzusteigen, und sich unter die tanzenden rußigen Gesellen zu mischen.

Wenn es auch ein fein Persönchen war, so wollte es sich doch wie in den Badeorten die hohen Herrschaften an den ungeschlachten Tyroler Joblern einmal an dem bäuerischen Treiben erfreuen. Es dauerte jedoch das Vergnügen nicht lange. Ein paar Mal wurde es hin- und hergestoßen, bis es auf einmal unter den plumpen Dreifuß eines rußigen Kessels kam. Ein Klirren und die Scherben des zerbrochenen Schälchens bedeckten den Boden.

Die groben Gesellen aber hatten nicht einmal Mitleid mit ihm. Der Feuerbaken geigte ruhig weiter, das Rummeltöpfchen stand nicht still, und Kessel und Töpfe und Kohlenbecken und Pfannen drehten sich weiter in wildem Taumel. Aber als der Tanz zu Ende war, hatten fast alle etwas mitgekriegt. Der Frechener Topf hatte wirklich ein Ohr verloren, der Wasserkessel eine Beule bekommen, die Kaffeekanne den Henkel eingebüßt und von den Emaillegefäßen war der Lack gesprungen.

Die Mädchen, als sie vom Tanze wiederkamen, sahen sich voll Schrecken die Zerstörung an und meinten, in ihrer Abwesenheit seien Diebe in der Küche gewesen. Damit aber Kommerzienrats nichts gewahr würden und ihnen Vorwürfe machten, schafften sie die beschädigten Stücke, auch das feine Porzellanschälchen heimlich auf Seite.